

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

62.

Sonnabend, am 24. Mai 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Das Festessen am letzten Tage der deutschen Schriftstellerversammlung zu Leipzig, den 29. April.

(Schluß.)

Dr. Götschen. M. G.! Vor langen, langen Jahren da fiel einmal in unserm lieben deutschen Vaterland ein gar fruchtbringender Keim in die Erde. Der Keim wuchs bald heran zu einem stattlichen Baum voll schön belaubter Aeste, und unter den Zweigen da sammelten sich von nah und fern die Vögel der Erde, stimmten Jubellieder an über alles Schöne und Gute, erhoben aber auch tadelnd ihre Stimme, wo es dem Schlechten galt und dem Unrecht. So war es denn unter dem Baume ein gar lustig und frisch Leben. Aber es gab in deutschen Gauen einige der Hüter, die meinten: wird doch das Zeug uns gar zu toll, stuzen wir die Zweige des Baumes!

vielleicht lärmt dann die junge Brut nicht mehr so darunter. Und sie beschnitten die Zweige. Was aber ward mit den Vögeln? Unmuth beherrschte sie; die einen hingen matt und lahm die Flügel, die andern zwitscherten voll innern Grimmes und Zornes; der Baum aber ließ seine welken Blätter fallen, Zweig an Zweig stürzte, er stand da, eine Leiche. Meine Freunde, dieser Baum ist mir das freie Wort, die Vögel aber Das sind Deutschlands Dichter und Dichtergenossen. Möchten doch die Hüter unsres deutschen Landes bald den Samen aufs Neue streuen, daß er keime in herrlicher Blüthe! Wie wollen wir da laut jauchzen, ihnen entgegen jubeln! Daß der Tag des freien Wortes, des Lichts nicht mehr fern sei, darauf wollen wir uns zu einem lauten Rufe vereinen, der zu den Thronen aller deutschen Fürsten dringe. Es lebe hoch das freie Wort!

Herr G. Boas. M. G.! Wir haben eben dem freien Worte ein Hoch gebracht. Das gemahnt uns an eine heilige Pflicht. Wir sind

hier zusammengekommen, um uns die Hände zu reichen. Wir sind traulich und sicher beisammen gewesen. Da müssen wir nothwendig Derer gedenken, denen das nicht vergönnt ist, die auch gern kommen möchten, aber draußen bleiben müssen im fremden Lande, die die Heimath nicht wiedersehen sollen. Und doch haben sie kein andres Vergehen begangen, als daß sie die Heimath, ihr Volk zu sehr geliebt haben. M. H.! Andere mögen Das für ein Vergehen halten; wir halten es für ein Verdienst. Darum stoßen Sie mit mir an auf das Wohl Jener, die in fremden Landen weilen, jener Deutschen, die heut nicht bei uns sein können, wenn sie auch möchten. Wir wollen die freudige Hoffnung aussprechen, daß sie bald wieder bei uns sein möchten, damit nicht Einer in fremder Erde begraben werde, wie es mit einem unserer Edelsten geschehen, mit Börne. Die verbannten Deutschen leben hoch!

Herr H. König. Meine lieben Freunde! In unserer fröhlichen, gemüthlichen, geistreichen, sächsisch-hessisch-schwäbischen Fröhlichkeit vergessen wir etwas Wichtiges, unsere Hälften, ich meine die Literatinnen, aber weder die Schriftstellerinnen noch -stellerinnen, sondern die Literatinnen sollen gemeint sein, mögen es nun richtig und mit Goldschnitt gebundene Frauen oder als Album zierlich geheftete Bräute oder bloß brochirte Freundinnen sein. Wir müssen der Literatinnen gedenken, wir, die wir unsere Hälften besitzen, die wir den zarten Boden, die weiche Erde kennen, in der unsere schönsten Pflanzen wachsen, blühen und Frucht tragen. Das müssen wir. Was wünschen wir aber den Andern, denen diese Hälfte noch fehlt? Wir wünschen ihnen Literatinnen, mögen nun diese ihre Zukünftigen erscheinen in welchen Editionen sie wollen, in großem oder kleinem Format; nur Eins darf nicht fehlen, ein sauberer, solider Druck — an's Herz, aber ein Druck ohne alle Anführungszeichen, ohne Gänsefüßchen. Meine Freunde! Für Ihre Werke viele wiederholte, verbesserte Ausgaben, für Ihre Zukünftigen nur eine und eine unverbesserliche Auflage! Die Literatinnen sie leben hoch!

Dr. Kuranda. M. H.! Zu den vielen schönen Eigenschaften, die bei der ersten Schriftstellerversammlung von den Theilnehmenden an

den Tag gelegt wurden, gesellte sich eine ganz unerwartete — nicht Gelehrsamkeit, nicht Ausdauer, nicht Klugheit, sondern die Galanterie. Hr. Heinrich König ist uns mit einem sehr schönen Beispiele vorangegangen; er hat die Literatinnen leben lassen; ich erlaube mir eine ähnliche Galanterie; ich will nämlich — und zwar, ohne in Egoismus zu verfallen, da ich keinen Theil daran habe — die Mitglieder des Literatenvereins leben lassen. Vergessen wir nicht, daß diese Versammlung aus dem Schooße einer Gesellschaft hervorgegangen ist, die manchem Vorurtheile zu begegnen hatte. Die heutige Gesellschaft hatte nun den Zweck, mancherlei Vorurtheile zu beseitigen, und sie ist so glänzend aus der Erfüllung ihrer Aufgabe hervorgegangen, daß der Leipziger Literatenverein in der Meinung aller Deutschen steigen wird. Bei dem Toast, den ich so eben ausbringe, bin ich in sehr großem Nachtheil, gegenüber den andern Toasten. Alle Toaste galten entweder einzelnen Personen oder Abwesenden. Ich bringe den Toast aus auf einen Theil der Gesellschaft, vielleicht den größten Theil. Ich fürchte, daß die Herren nicht anstoßen werden und daß der Toast abklappen wird. Ein Hoch dem Literatenverein!

Dr. Schletter. Es ist so eben des Literatenvereins freundlich gedacht worden. Da ich die Ehre habe, an der Spitze des Literatenvereins zu stehen, so halte ich es für Pflicht, mich über den Zweck desselben auszusprechen. Dieser ist kein äußerlicher, formeller, er ist ein innerer. Es ist Das, was gesagt worden ist, zum Theil auf die Vergangenheit, zum Theil auf die Gegenwart anwendbar. Ich hoffe, von der Zukunft desselben kann man noch ganz Andres erwarten, als er bis jetzt zu leisten im Stande gewesen ist. Wenn die gewissenhafte Freimüthigkeit der Schriftsteller mit der geseglichen Freiheit der Presse Hand in Hand gehen wird, wenn die geistige Macht mit der Ueberzeugung von dem guten Rechte derselben in Einklang stehen wird, wenn das geistige Gewicht der Presse eben so fruchtbringend wie maßgebend für die Mächtigen werden wird, dann begrüßen wir den vollen Tag einer Zeit, die wir jetzt nur als Morgenröthe uns denken können. Diese Hoffnung, die ich am Stiftungsfeste des

Literatenvereins aussprach, wiederhole ich jetzt — nicht in Bezug auf den hiesigen Literatenverein allein, sondern im Ganzen, im Allgemeinen. Die deutschen Literatenvereine, sie leben hoch!

M. Blum. Die Schriftstellerversammlung, die eben in Leipzig abgehalten worden ist, wurzelt in einer neuen, gewaltsam fortschreitenden, der Freiheit allmählig, aber sicher sich nähernden Zeit. Diese Zeit scheint entweder in unserm Sachsen etwas länger gewieilt zu haben, als anderswo, oder sie hat ein wahreres Volk gefunden, als in andern Staaten, und sie haben rüstiger gearbeitet, das Werk fest einzuwurzeln und es zu pflegen, denn unser Sachsen hat das Glück gehabt, daß es die Wiege gewesen ist von einer ganzen Reihe von Vereinigungen, die nachher erstärkten und Gutes gewirkt haben nach besten Kräften. Zwar sind wir allerdings noch nicht sicher, ob nicht ein kluger Minister ein Gesetz von 1793 herausfinden wird, was gegen die französische Revolution gerichtet war, um die Schriftstellerversammlungen zu verbieten; wir wissen noch nicht, ob nicht sogar ein anderer Minister einen fühneren Schritt thun und geradezu einen Hochverrath darin wittern wird. Indes! Das wissen wir jedenfalls, daß wir in der öffentlichen Meinung einen so festen Boden, eine so sichere Stütze haben, daß wir derartige Versuche, wenn nicht mit Gleichgültigkeit, doch mit Ruhe betrachten können; wir sind uns bewußt, daß wir mit jedem neuen derartigen Versuche, Dies zu hindern, nicht schwächer werden, sondern mehr und mehr vorschreiten. Indessen, ehe diese Zeit kommen wird, ehe das Volksbewußtsein so stark werden wird, daß es durch seine Theilnahme für eine Sache entschiedene Schritte von Seiten der Rückschrittmänner zu verhindern vermag, wird es noch mancher Opfer bedürfen. Wir haben bereits Dorer gedacht, die das Vaterland verlassen haben und, auf fremder Erde weilend, nun mit Blicken der Sehnsucht herüber sehn nach der Heimath. Es ist wahr, es ist betrübend, die Heimath zu meiden; an das Vaterland knüpft Etwas den Menschen an, was sich nicht tödten läßt, und das Gefühl: du darfst nicht zurück, ist der schlimmste Stachel in seinem Innersten. Wie viel Mitleid wir aber auch denen zollen, die schuldlos leiden

und deren Loos wir nicht bessern können, so fühlen sie sich doch glücklicher, als Andre, die vielleicht noch rüstiger arbeiteten, als die Ausgewanderten. Erinnern Sie sich des unglücklichen Schriftstellers, Bürgermeisters Behr! Erinnern wir uns an Eisenmann, der heute noch schmachtet, weil er seinem Namen Ehre machte und seinen Charakter ihm anpaßte! Erinnern wir uns des Namensverwandten unfres verehrten Gastes, des Osterodeschen König, der unter hannöverscher Polizeiaufsicht in einem kleinen Winkel lebt; Seidensticker's, der im Zuchthaus schmachtet, weil er zu rasch und entschieden den Fortschritt wollte, vor Allem aber des unglücklichen Jordan! Ich nenne Ihnen nur wenige Namen, Genossen aber haben sie genug, und Leiden haben sie eben so genug, und Jeder wahrlich seinen ehrlichen Theil. Noch schmachten sie zum Theil im Kerker oder büßen in schweren Nachwehen die langen Leiden fort, die sie im Kerker erduldet haben. Die Presse, der sie angehören, sie hat gethan, was sie hierbei thun konnte; sie konnte nicht Viel thun, weil Neuseuerungen der Klage an dem Ohr der Mächtigen verhallen. Sollen derartige Erscheinungen in der Folge nicht mehr vorkommen, so muß die Presse sich abwenden von Klagen zu etwas Anderm und ihre ganze Macht und Kraft dahin wenden, daß eine wirkliche Gerechtigkeit werde in unserm Vaterlande, daß nicht mehr Willkühr freischalte über Jedem, der ihr nicht gefällt; sie muß wirken, daß das sogenannte Recht nicht mehr den Schleier der Macht vorziehe, sondern offen vor Aller Augen stehe; sie muß dahin streben, daß die Binde weggenommen werde von der Göttin der Gerechtigkeit und sie ihr hellsehendes Auge vor allem Volke sehen lasse, daß das Recht schnell werde, öffentlich und mündlich. Und darum gedenken wir Dorer in Liebe, die noch dulden; lassen wir sie leben mit Herrlichkeit und Freude, aber wünschen wir, daß bald Recht werde im Vaterlande, und daß sie die letzten Opfer seien! Sie leben hoch!

Dr. W. Jordan. M. H.! Es ist schon ein Toast ausgebracht worden auf den deutschen Geist. In Deutschland spuken aber viele Geister, und ich schicke daher, ehe ich einen ähnlichen Toast

ausbringe, einige Verse voraus, die den Geist näher bezeichnen sollen, welchen ich meine.

Die Windsbraut tanzt mit dem Schiffelein wild
Den tödtlichen Hochzeitsreigen;
Der Schiffer kniet vor dem Götzenbild,
Das will sich nicht hülfreich zeigen.

Dir hab' ich geopfert so manches Jahr
In den sonnigen Tagen des Lebens:
Jetzt fleh' ich zu dir aus Nacht und Gefahr,
Jetzt sei mein Flehn nicht vergebens.

Da pfeift noch lauter, wie Himmelspott,
Der Sturm in den rasselnden Tauen.
Der Schiffer er wüthet: Machtloser Gott,
Belohnst du so mein Vertrauen?

Und kannst du nicht sänften die tobende Fluth,
Soll dich zuerst sie verschlingen;
Ich suche mein Leben der Götterwuth
Mit Menschenkraft zu entringen.

Er schleudert den Götzen über Bord,
Statt zu beten, ergreift er das Steuer,
Und in selbiger Nacht erblickt er vom Port
Das Rettung leuchtende Feuer.

Vorbei ist die Zeit, in der es hieß,
Er giebt es den Seinen im Schlafe.
Wer den lieben Gott nur walten ließ,
Er bliebe wohl ewig ein Sklave.

Sei Kompaß dir selbst auf dem Lebenspfad,
Laß fahren das Himmelsvertrauen!
Auf deinen und nicht auf Gottes Rath
Sollst du das Glück dir erbauen.

Es braust um die Welt ein verjüngender Sturm,
Und Vieles, was steht, muß fallen,
Und der Geist, noch ein getretener Wurm,
Mit siegendem Banner wallen.

O Vaterland, wie du ringst mit der Fluth
Bald verzweifelnd, bald hoffnungserhoben!
Du harrest, daß der Himmel Wunder thut,
Doch der Segen kommt nimmer von oben!

Wirf Götter und Götzen über Bord,
Dann frisch an's Steuer getreten!
Errungen nur wird der Freiheitsport,
Nicht erbetet und nicht erbeten.

Ich bringe auch dem deutschen Geiste ein Hoch
aus, aber dem Geiste, der noch ein zukünftiger

ist, der sich einst befreit haben wird aus den Fesseln aller Gewalt, der wirklichen auf Erden und der eingebildeten Spukgewalt im Himmel, dem freien deutschen Geiste. Er lebe hoch!

Dr. Auerbach. M. H.! Es ist nicht Aufdringlichkeit von mir, daß ich noch einmal das Wort ergreife, sondern das Wort drängt sich mir auf. M. H.! Ich bin noch so demüthig, daß ich an einen Geist glaube, der mich beherrscht und den ich nicht beherrsche. M. H.! Es giebt eine wahnsinnig gewordene Vernunft, die über sich hinausgegangen ist. Es ist Ihnen, m. H.! wohl schon bisweilen im Traume vorgekommen, daß Sie fallen und fallen und fallen und keinen Boden finden. Das ist eine wahnsinnig gewordene Vernunft, die so von der Zukunft träumt. M. H.! Ich kann alle Gemüthlichkeit ablegen, wenn es sein muß, ich kann dreinschlagen mit dem blanken Schwerte des Geistes, wie mit dem andern. Es giebt einen heiligen Namen — ich lasse mir das Wort: heilig nicht nehmen — den Namen der Freiheit. Nie soll es dahin kommen, daß uns diese Freiheit entzogen werde, die wir zu erreichen berechtigt sind! Deshalb wollen wir nicht über das Ziel hinausgehen, nicht über die Scheibe hinauschießen und sagen: wir sind die Neuen, wir haben einen neuen Gedanken gefunden. Nein, m. H., Gott in uns, mit uns, für uns! Wir stehen Alle für die Freiheit, wir handeln Alle nach unsrer innern Bestimmung. Ich habe hier kein theologisches Princip zu erörtern; aber wir Alle erkennen es, daß es ein Gesetz giebt, das uns ganz gewiß zum Ziele führen wird. Dieses Gesetz finden wir in uns und außer uns, in der Natur und in dem Geiste, der Gott sicher kennt. Die wahre Freiheit lebe hoch!

Herr Klemm. M. H.! Wir haben uns zuletzt mit zwei Begriffen beschäftigt, die wir genau kennen, mit Kintschy und dem Hotel de Bologne. Erlauben Sie mir, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen Begriff hinlenke, den wir noch gar nicht kennen. Ich beabsichtige, einen Mann leben zu lassen, der noch gar nicht existirt, den aber ganz Deutschland mit der allgemeinsten Spannung erwartet, der, wenn er einst kommen wird, der Letzte seiner Art sein wird, den man aber eben deswegen den ersten Erscheinungen sei-

ner Zeit beizählen wird, ich meine den letzten Censor. Freilich, wenn ich Das so glatt hinstelle, scheint es, als wollte ich überhaupt den letzten Menschen leben lassen, als wollte ich, unfern Anastasius Grün parodirend, ausrufen:

Singend einft und jubelnd
Zum alten Erdenhaus,
Zieht mit dem letzten Menschen
Der letzte Censor aus!

Das ist meine Meinung nicht; ich gehöre zu denen, die da glauben, namentlich glaube ich an den letzten Censor. Sie wissen, als Friedrich der Große in den siebenjährigen Krieg zog, konnte er's auch nicht vorausfagen, daß es gerade der siebenjährige Krieg sein würde, in den er ziehe. So wird's auch mit dem letzten Censor gehen; wenn man ihn anstellt, wird man es ihm nicht fagen, daß er der letzte Censor sei, sondern er wird als ein ganz gewöhnlicher Censor angestellt werden. Aber plötzlich, eines schönen Morgens, wird es ihm, wird es der erstaunten Welt klar werden, daß er der letzte Censor gewesen sei. Dann wird er, ein Morgenstern, vor der aufgehenden Sonne der Preßfreiheit vorausfliegen und in deren Glanze erbleichen! Dies wird die schönste Wonne des letzten Censors sein. M. H.! Ich bitte, aus diesem Gesichtspunkte auf den zu erwartenden, aber kaum zu erwartenden letzten Censor ein Glas zu leeren. Er lebe hoch!

Zum Schluß geben wir noch ein Verzeichniß der bei der Versammlung angemeldeten Schriftsteller. *)

*Th. Apel, C. Auerbach, Berth. Auerbach aus Stuttgart, Dr. W. Bachmann, * Bauschke, *Dr. A. Berger, *W. Bernhardi, Prof. M. Beyer, Ed. Boas aus Landsberg, *Prof. Dr. K. Biedermann, *Prof. Dr. Bock, *F. A. Böttcher, *Fr. Brockhaus, *H. Brockhaus, Prof. H. Brockhaus, Dr. Aurelio Buddeus, *Gerichtsd. Adv. Buddeus, A. Bürck aus Dresden, Dr. Ed. Burkhardt, *v. Corvin, Dr. W. Danzel, *Dr. A. Diezmann,

*) Diejenigen Theilnehmer, bei welchen nicht ausdrücklich ein anderer Ort angegeben ist, sind aus Leipzig, die mit einem * Bezeichneten gehören zum Literatenvereine.

*Th. Drobisch, Prof. Dunfer aus Halle, *Giesler, *Dr. Göpe, Prof. Fechner, *Dr. G. Fink, Prof. Dr. Fleck, Fr. v. Florencourt aus Naumburg, Generalconsul Dr. Flügel, Dr. Frank aus Dresden, Adv. Franke, Friedensburg, *Dr. Fürst, Hofrath G. Gersdorf, F. Gerstäcker, Dr. Götschen, *Adv. Graichen, *Dr. Gretscher, A. Gubitz aus Berlin, J. G. Günther, Freimund v. d. Haiden aus Magdeburg, *Dr. Haltaus, Hamburger, *M. Hartmann aus Wien, *H. Häpe, *Dr. Heller, *Dr. Herloßjohn, Dr. Hermes aus Berlin, *Adv. Hermisdorf, A. Herrmann, Dr. Heflein, *Fr. Hofmeister, Dr. Hölemann, Adv. Jellineck aus Prag, *Dr. John aus Breslau, *Dr. W. Jordan, *Dr. J. P. Jordan, G. Julius, *Dr. Kade, *Dr. Kaiser, Dr. Kirsch aus Nassau, *H. H. Klemm, *Adv. Koch, Reg.-Secr. H. König aus Fulda, Dr. C. Krause, *Dr. G. Kühne, Dr. J. Kuranda aus Prag, *Dr. A. Kurgel, Dr. Langbein aus Berlin, *Dr. Laube, *W. Lüders, *Dr. D. Marbach, *Director Masius, Adv. Mücke, Dr. Neumeister, *Dettinger, W. Proß, Joseph Rant aus Wien, A. Noerdanz aus Berlin, *G. von Rosen, *Adv. Rüder, Dr. H. Schiff, *Dr. H. Schletter, *Adv. R. Schmieder aus Dresden, Schöne, Fr. Fürst von Schwarzenberg aus Wien, *J. Seybt, Adv. Simon, C. Sternau, *Dr. F. Steger, *Prof. Dr. Theile, v. Thoschesky, *Dr. Treitschke, Dr. Weit aus Berlin, Dr. C. F. Vogel, A. W. Volkmann, Fr. G. W. Wied, *G. Wigand, *C. Willkomm, Pastor Wislicenus aus Halle, *Dr. H. Wittke, Dr. C. Zehmen, Dr. Zenker aus Rostock, Dr. Zestermann, C. Zimmermann, C. Zöllner.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Berlin im April.

Das war eine athemlose Hast, mit der diesmal der Winter davoneilte! Uns gefiel sie sehr, diese kecke Abschiedsmantel. Nach der unendlich langen Wintersaison

konnte uns Nichts erwünschter kommen, als eine plötzliche Frühlingsüberraschung. — Wenn der Winter seinem Ende sich zuneigt, wird der Berliner, wie jeder Großstädter, entseßlich matt und blasirt, Schläff und widerwillig haspelt er sein Tagewerk ab. Gähnend schlendert er den Erholungen und dem Vergnügen nach. Kaum ertönen noch die berebten Gesellschaftsphrasen aus seinem Munde. Die steif-bewegliche Person mit den kalten, süßsantenen Mienen sieht aus, wie ein Gliedermann im Gropius'schen Kunstladen. Ach, was für erbärmliche Gesichter er schneidet, wie er die Augen verdreht, mit Armen und Beinen herumschlenkert! — Ei, was mag ihm wohl fehlen? Ist das Leben nicht reich an pikanten Abwechslungen, wie das reizende Repertoire des Hrn. von Küstner? Hat nicht z. B. Mad. Birch-Pfeiffer neulich im Opernhause für 20 Thaler gesungen und einen succès frémissant erlebt? Sieht es nicht täglich Turney und Waffenspiet in der völlig guten Bossischen Zeitung? Rücken nicht ganze Thalerarmeen in das Redactionsbureau und erstreiten die Erlaubniß, für und wider den Luftdruck, für und wider das gesunde Klima der Mosquitoküste, für und wider die Homöopathie, für und wider das Mehrlich'sche Gesangsinstitut, für und wider die Waisenhäuser, für und wider die königliche Seehandlung in fehler- und lückenhaften Columnen kämpfen zu dürfen? — Worüber beklagt man sich denn? Was hat sich verändert? — Ich glaube, Nichts. Will man Etwas verändern? Das glaub' ich nicht. — Die Natur mauert sich, und das möchte ihr der Berliner gleich nachmachen. Wenn der erste milde Südwind durch die märkische Sahara fächelt, thut er sich förmlich Gewalt an, um sich in neue Formen zu gießen. Allein das hält schwer. Denn des Berliners Herz schmachtet noch immer in den süßen Banden des Winterschlafes, wenn schon allerorts in Aller Herzen die lustige Lenzreiville geschlagen wird. Die winterliche Stimmung, der Winter mit seinen fatalen Erinnerungen lastet am bängsten wie ein Alp auf ihm. Der Winter ist der Dieb, der ihm Geld, Gesundheit, Frohsinn und faule Illusionen gestohlen hat. Da ist er nun verstimmt, wie jener Gensd'arme, der den Dieb aus dem eignen Hause entzwischen ließ. Diese Verstimmung treibt ihn endlich zu den Thoren der Stadt hinaus. An einem schönen Morgen schnürt er sein Reisebündel und zieht huckepack mit Weib und Kind von dannen.

Aber was in aller Welt geschah ihm während des Winters? Welch' frevelhaftes Spiel hat man mit ihm getrieben? — Ach, leider ist er schon seit der Zeit, wo man dem fabelhaften deutschen Wagen Hekatomben von Martinsgänsen opfert, heftig strapazirt worden. Alle Welt hat sich mit ihm zu schaffen gemacht, Jeder hat ihn auf die Probe gestellt. Es ist ihm ergangen, wie jenen Gliederpuppen, die man den Kindern zu Weihnachten schenkt. Friedliebende Bürger, dicke, gemüthliche Papas, stille, weibliche Wesen, impertinente Schlin-

gel und ordentliche, geseßte Leute, sie Alle können sich's nicht versagen, an den Fäden zu ziehen und die Puppen Capriolen und Männerchen machen zu lassen. Es wird Alles aufgewendet, um dieses Spiel so unterhaltend als möglich zu machen. Der Berliner ist in beständiger Aufregung; er ist sogar nahe daran, seinen Zopf zu verlieren. — Dieses höchst aufregende Spiel dauert gewöhnlich bis zum April, wenn es nicht wegen überhandnehmender Erschöpfung schon früher eingestellt werden muß. Im vergangenen Winter wurde es überaus heftig und mit wahrer Virtuosität betrieben. Ein Hogarth'scher Pinsel gehört dazu, um es zu schildern. — Jetzt ist's vorbei. Man fühlt sich erschöpft; die Fäden sind zerrissen.

Die Alten haben eine böshafte Fabel erfunden, die ich erzählen will, da sie kurz ist. Als Momus, sagt irgend ein griechischer Gleim, Pfeffer oder Lichtwehr, auf die Welt kam, betäubte er mit seinem göttlichen Geschrei den ganzen Olymp. Um ihn zu beruhigen, machten ihm die Götter und Göttinnen allerlei kleine Geschenke. Mars gab ihm eine Schachtel mit bleiernen Soldaten, Apollo eine Harmonika, Minerva eine Bildersichel, Juno ein Steckenpferd, Venus ein Marzipanherz. Jupiter befand sich in einiger Verlegenheit wegen des Geschenke. Endlich fiel ihm der Mensch ein, von dessen Schöpfung er soeben ausruhte. Ihn schenkte er dem Momus: und seitdem ist der Mensch immerdar eine Spielpuppe der Narrheit und Tollheit gewesen. Aber unter allen Spielpuppenarten war von jeher die löstlichste — der Berliner! Er allein kritisiert seine eigene Tollheit und Narrheit. Aber die sich selbst kritisirende Tollheit und Narrheit, ist sie nicht die ärgste? — Ich will mich deutlicher erklären. Jeder Beitrittung, jedem Freiheitsstreben, jedem wissenschaftlichen, künstlerischen, religiösen Interesse, das sich geltend macht und die Gegenwart durchdringt, zieht der Berliner so zu sagen die Narrenjacke an und dreht sich mit ihm wie toll ihm Kreise herum, bis der Schwindel ihn packt und zu Boden wirft. Dann geißelt er seine Thorheit mit heißem Spott, dann macht er auf sich selbst Satyren, um — im nächsten Augenblicke neue Thorheiten zu begehen. — Nur am Ende des Winters ermattet er. Wenn der Lenz seinen Einzug hält mit Hyacinthen und Tulpen, mit Bockbier, frischen Krebsen und Maltrank, mit Pariser Nouvelarrivagen und Leipziger Meszkatalogen, findet er den Berliner auf einer Bank im Thiergarten sitzen, sanft greinend und den Aprilstaub aus den mephistophelischen Augen wischend.

Lassen Sie mich ein Paar flüchtige Rückblicke auf die Winterseason werfen. Vielleicht werden Sie finden, daß der Berliner so ziemlich in diesen Rahmen paßt, den ich gleich am Eingange meines Briefes aufgestellt habe.

Die Saison debütirte mit zwei großen Ereignissen. Der König anerkannte und legitimirte durch allerhöchste Decree vom 25. October, das Dasein der leiblichen und

geistigen Noth unter den arbeitenden Klassen; Herr Ronge schickte seinen epochemachenden Brief an den Bischof Arnoldi in alle Welt. Durch den königlichen Erlaß war ein Herzenswunsch unsrer Philanthropen befriedigt worden. Sie konnten sich nun furchtlos mit dem Elend der Arbeiter beschäftigen, mit vereinten Kräften für das Wohl der Proletarier auf legitime Weise wirken. Nun hätte man vor allen Dingen die Armuthsverhältnisse kennen lernen, ihre einzelnen Species untersuchen, ihre Ursachen erforschen und Jedermann darüber aufklären sollen. Allein das war zu ennuyant. Man mußte etwas Lärm schlagen, Lusch blasen und ein Wenig renommiren. Abhilfe der Noth unter den arbeitenden Klassen: das war das Brustband, mit dem man prahlte, die Devise, die von Mund zu Munde flog. Schade, daß sie nicht auch den arbeitenden Klassen den Mund füllte! — Brave Leute, diese Berliner! Spaß bei Seite! Ich meine es ernstlich. Sie wollten der Noth unter den arbeitenden Klassen radical abhelfen. Ja, wenn man aus schönen, wohlgesetzten Worten harte Thaler münzen, mit dem Feuer des Enthusiasmus Dafen heizen, aus der Erde Arbeit stampfen könnte: dann, ja dann wäre es ihnen gelungen. Aber der Zweck, den man sich gesteckt hatte, erforderte ganz andere Mittel, als enthusiastische Versammlungen, Lungenflügelanstrengungen, Beifallsge-

grünze und civilisirte Prügelleien. Er erforderte, daß man Geld, Zeit, Gesundheit, nöthigen Falls sich selbst aufopferte. Freilich, dafür wird sich Jeder schönstens bedanken. Wäre es noch für die große Sache des Vergnügens gewesen! Dem Vergnügen, das muß man gestehen, opfert der Berliner Alles: Gesundheit, Ehre, Hab und Gut, Leben und Blut. Mit Gott für's Vergnügen, das ist sein Wahlspruch. Dem Plaisircultus fallen jährlich unzählige Menschenopfer. Dieser Plaisircultus ist übrigens nichts Anderes, als der modernisirte Molochscultus. Das wissen unsere Theologen recht gut; darum donnern und blitzen sie bei jeder Gelegenheit gegen das ursprünglich heidnische Plaisir. Das Vergnügen ist ein scheußlicher Götz; die alten Heiden nannten ihn Moloch. Der Moloch war der Sonnengott, wie das Vergnügen die Sonne ist in unserm socialen Firmament. Dem Moloch drückten barbarische Mütter ihre neugeborenen Kinder in die glühenden Arme, dem Vergnügen zu Liebe tanzten civilisirte Mütter ihre neugeborenen Kinder bei Kroll, im englischen Hause, in der Friedrichstädtischen Halle u. s. w. zu Tode. So ungefähr dürfte sich Hr. Professor Hengstenberg in seiner Vorlesung über das Reich Gottes expectoriren.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Die Wiener Kinder. Unter diesem Namen bespricht die Londoner Zeitschrift „Brittania“ das bekannte Kinderballet der Mad. Weiß aus Wien in folgender Weise: „Diese berühmte Truppe von Tänzerinnen besteht aus kleinen Mädchen in steigendem Alter von 6—14 Jahren. Vor Allem aber müssen wir berichtend auftreten, da man den Mittheilungen mancher öffentlichen Blätter zufolge, leicht zu dem Glauben verleitet werden könnte, die Mitglieder dieser Mignontruppe hätten ihre Gestalten von Engeln und Feenkindern geborgt und leisteten das Höchste, was noch je die Natur in diesem Genre hervorgebracht. So weit wollen wir uns nicht versteigen, müssen aber gestehen, daß diese Kinder in ausgezeichneter Schule gebildet, aber noch durch und durch Kinder sind, mit aller kindlichen Harmlosigkeit, Aufgewecktheit und Gelehrigkeit ausgerüstet, und eben darum mögen sie vielleicht so beliebt und populair geworden sein. Im ersten Tanze erschienen 20 von ihnen, Alle in gleichem Atlascostüme. Die Verschiedenheit der Größe wird durch sinnige, wohlberrechnete Gruppierung gedeckt, und dies bringt

die optisch täuschende Wirkung hervor, daß man auf der großen Opernbühne durchaus keinen Größenunterschied der Kleinen bemerkt. Von dem Augenblicke der ersten Gruppenentfaltung kann über die höchste Vollendung ihrer Schule kein Zweifel obwalten. Sie fliehen über die Bühne mit scheinbarer Planlosigkeit und der Hast von Verfolgten, und um so überraschender erscheint dann die Auflösung dieses künstlichen Gewirres in die anmuthigsten Tanzfiguren. Ihre abwechselnden Bewegungen können nur mit dem bunten Spiele des Kaleidoskops verglichen werden; einen Augenblick bilden sie einen Stern, im nächsten fliehen sie schon in Kreisform auseinander, dann fügen sie sich in die seltsamsten Reihen und alle Arten von fantastischen Gliederungen. Und alles dies geschieht ohne den geringsten Anschein von Anstrengung, aber immer in erstaunlichster Harmonie und Uebereinstimmung. Wahrlich, wenn man diese Kinder so aufgestellt sieht, zwei Reihen von in pfirsichblüthenfarbenen Atlas gefüllten Wesen, die bloß durch Heben und Senken der niedlichen Füßchen in Bewegung gesetzt werden, so könnte man glauben,

an einem Drahte befestigte, liebliche Marionetten vor sich zu sehen, welche, von einem magnetischen Einfluß dirigirt, bei jedem Musikwechsel die frappantesten Figurenentfaltungen und wunderbarsten Gruppencombinationen ausführen. Keine Maschine kann exacter wirken. Ein Wille, ein Antrieb scheint Alle zu befeelen, nachdem sie doch alle ungezügelt Fröhlichkeit und die dem Kinde inwohnende Naivetät beibehalten haben.“ — „Man verlangte Wiederholungen und schien zu glauben, daß diese Aethergestalten nicht ermüden könnten. Die Kleinen erschienen, verbeugten sich graziös und liefen unter lautem, naiven Gelächter wieder hinter die Coulissen.“ — „Die Deutschen haben doch wahrhaftig das größte Genie in — Kleinigkeiten. Nirgends als in Deutschland weiß man die Gimpel und Canarienvögel so gut abzurichten. Das Einstudiren dieses Kinderballets ist auch eine durch und durch deutsche Arbeit, und wenn auch der Zweck kein großer, so ist doch die Ausführung unerreicht in ihrer Art.“ — Nur die englischen Gimpel, die nach Deutschland kommen, sind zu sehr Gimpel, um sich abzurichten, d. h. feine Manieren lehren zu lassen! 25.

Unverschämtheit. In der Leipziger Zeitung wird vom Rittergut Merschwitz bei Großenhain aus ein erfahrener Arzt für eine gute Landpraxis mit dem Bemerkten gesucht, daß hierauf reflectirende „Subjecte“ sich auf gedachtem Rittergute zu melden hätten. Wir fragen dagegen: wer ist denn der unverschämte Annoncenvorfasser, der sich nicht entblödet, in unsrer Zeit Mitglieder einer wissenschaftlich gebildeten Klasse der Gesellschaft „Subjecte“ zu tituliren? — Doch nicht etwa ein unter seinen Pferden aufgewachsener Landjunker, dem mittelalterliche Ideen im Gehirn herumspuken? —

Die ersten Nummern der neuen Londoner „Deutschen Zeitung“ lassen von diesem Unternehmen Gutes erwarten. Tüchtige Kräfte scheinen, nach den Hauptaufgaben zu schließen, gewonnen, und das Blatt kann für Deutschland wichtig werden, da es nicht, wie seine Geschwister in Deutschland, an einem Zehrübel leidet, das die besten Säfte absorbiert.

In Irland werden drei neue Universitäten errichtet, und zwar für alle Glaubensparteien, aber jede nur mit 6000 Pf. St. jährlich dotirt. Dafür wird man freilich nicht gar Viel haben; indeß ist es doch gut, daß endlich Etwas für das vernachlässigte Irland geschieht. 20.

Champagner und überhaupt mouffirender Wein ist eine Flüssigkeit, welche über die ihr widerfabrene Behandlung wahnsinnig geworden ist und vor Wuth schäumt — sagt ein amerikanisches Journal. Wenn das wahr ist, so müßten wir ja gar keinen non moussieux mehr zu sehen bekommen; denn wie schmächtig wird der Wein bei uns mit Wasser behandelt. Es kommt also wahrscheinlich dabei auf's Temperament an, ob z. B. eine oder die andere Sorte für solche Schmach mehr oder weniger empfindlich ist... Jedemfalls liegt in jener Behauptung eine genügende Erklärung für den Inhalt einer Menge von Toasten, die bei Gelegenheit unsrer Zweckessen in Champagner ausgebracht zu werden pflegen. 18.

In der Versammlung der Deutsch-Katholiken zu Dresden vom 13. d. Mon. sagte sich in freundschaftlicher Erwiderung das katholische Consistorium von der Gemeinde los, die damit völlig einverstanden war und nicht mehr in Briefwechsel eintreten wird, und das Cultusministerium lehnte die Vertheidigung der Deutsch-Katholischen gegen die bairischen Anschuldigungen ab und schob diese Arbeit dem Ministerium des Innern zu, das sich ja um polizeiliche Angelegenheiten zu kümmern habe. Von Neustadt an der Haardt war ein Schreiben und das dort entworfene Glaubensbekenntniß eingelaufen, eben so Grüße aus Merseburg und Marienberg. Am Schlusse begann Wigard seinen Vortrag über die Unterscheidungslehren der deutsch-katholischen von andern christlichen Kirchen, der gedruckt werden wird. Ueber die auf den 18. durch Curatus Eichhorn zu haltende gottesdienstliche Feier ward zuletzt noch Berathung gepflogen. Vor Beginn derselben an gedachtem Tage richtete der Vorstand in dem überfüllten Saale an die Mitglieder des Vereins die mit kräftigem Ja beantworteten Fragen, ob sie die Verantwortung für den heutigen Schritt tragen wollten, ob sie die zwei Taufen und eine Trauung, zu welcher Superintendent D. Heymann den Trauschein verweigere, durch einen Priester ihrer Kirche vollziehen und auch dafür einstehen wollten? Die Feier selbst ging in derselben Weise wie die erste vor sich, nur machte die Predigt des befangenen Eichhorn, eine Vertheidigung der Predigt selbst, nur geringen Eindruck durch ihre allgemeine Haltung und zu wenigen Beachtung des Bildungsstandpunktes der hiesigen Gemeinde. Möge nur bald die Benugung einer Kirche bewilligt und der Beweis geliefert werden, daß Sachsen, die Wiege der Reformation, sich nicht von diesem Ruhme lössagt. 24.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.